

Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung
zahlreicher Vertreter kirchlicher Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von
Dr. theol. Hölscher

in Verbindung mit
Konsistorialrat Prof. D. Klostermann in Kiel, Konsistorialrat Prof. D. Haussleiter in Greifswald,
Prof. D. Walther in Rostock, Prof. D. Ihmels in Leipzig, Prof. D. Althaus in Göttingen.

Nr. 30.

Leipzig, 26. Juli 1907.

XXVIII. Jahrgang.

Erste Ausgabe jeden Freitag. — Abonnementspreis jährlich 10 M. — Insertionsgebühr pr. gesp. Petitzeile 30 J. — Expedition: Königsstrasse 13.

Allen, W. C., A Critical and Exegetical Commentary on the Gospel according to S. Matthew. Edinburg 1907, T. & T. Clark (XCVI, 338 pp. 8^o). Geb. 12 sh. Bei einem Teile des International Critical Commentary ist es selbstverständlich, dass die natürlichen Operationen eines Exegeten mit Genauigkeit und Vollständigkeit erfüllt sind. Deshalb braucht nicht ausführlich besprochen zu werden, dass das Quellenverhältnis von Markus, Lukas und Matthäus auf das exakteste dargestellt und die Eigenart des letztgenannten bestimmt charakterisiert wird. Von diesem letzterwähnten Thema soll daher nur ein einziger Abschnitt, nämlich der über den „judenchristlichen Charakter der Logia und des Matthäusevangeliums“ (p. LXXVI—LXXIX) besonders signalisiert werden. Der Verf. sieht diesen Charakter natürlicherweise in folgenden Momenten: a) in der Benennung und Idee des „Königreichs der Himmel“; b) in dem besonderen Interesse, das dem Apostel Petrus gewidmet ist; c) in der Begrenzung der Sendung Christi und seiner Apostel auf die jüdische Nation (15, 24; 10, 6. 23; 19, 28; 7, 6). Allerdings füge der Verfasser des ersten Evangeliums auch Sätze hinzu, in denen klar auf die Zulassung der Heiden angespielt wird (8, 5—13 und die drei Gleichnisse 21, 28—22, 14, ferner 28, 16—20), aber in diesen Sätzen werde nichts ausgesprochen, was über den judenchristlichen Standpunkt der ersten Kirche zu Jerusalem, wie er in Ap.-Gesch. 1—15 beschrieben ist, hinausweise. In dieser Kirche war der Widerstand gegen die Zulassung der Heiden zur Kirche soweit niedergeworfen, dass man zugestand, dass das Evangelium den Heiden gepredigt werden solle. d) Endlich liege jener judenchristliche Charakter in der Betonung der fortdauernden Geltung des mosaischen Gesetzes: 5, 17—20; 18, 16; 23, 3. 23, vgl. 7, 12 b und besonders das Gesetz der Ehescheidung wegen Hurerei, „und dies habe den Herausgeber des ersten Evangeliums so beeinflusst, dass er in die von Markus (10, 2—12) gegebene Erzählung (= Matth. 19, 3—10) einen ähnlichen Ausspruch eingeschaltet habe; vgl. auch die Einschaltung der Worte $\mu\eta\delta\acute{\epsilon}\ \sigma\alpha\beta\beta\acute{\alpha}\tau\omega$ in 24, 20, die Weglassung von Mark. 2, 27a und die Betonung der Erfüllung der Weissagungen“.

Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München. Reischle, Max, Aufsätze und Vorträge.

Wobbermin, Lic. Dr. Georg, Das Wesen des Christentums. Zeitschriften.

Allen, W. C. (M. A., Lecturer in Theology and Hebrew, etc. in Oxford), A Critical and Exegetical Commentary on the Gospel according to S. Matthew. Edinburg 1907, T. & T. Clark (XCVI, 338 pp. 8^o). Geb. 12 sh. Bei einem Teile des International Critical Commentary ist es selbstverständlich, dass die natürlichen Operationen eines Exegeten mit Genauigkeit und Vollständigkeit erfüllt sind. Deshalb braucht nicht ausführlich besprochen zu werden, dass das Quellenverhältnis von Markus, Lukas und Matthäus auf das exakteste dargestellt und die Eigenart des letztgenannten bestimmt charakterisiert wird. Von diesem letzterwähnten Thema soll daher nur ein einziger Abschnitt, nämlich der über den „judenchristlichen Charakter der Logia und des Matthäusevangeliums“ (p. LXXVI—LXXIX) besonders signalisiert werden. Der Verf. sieht diesen Charakter natürlicherweise in folgenden Momenten: a) in der Benennung und Idee des „Königreichs der Himmel“; b) in dem besonderen Interesse, das dem Apostel Petrus gewidmet ist; c) in der Begrenzung der Sendung Christi und seiner Apostel auf die jüdische Nation (15, 24; 10, 6. 23; 19, 28; 7, 6). Allerdings füge der Verfasser des ersten Evangeliums auch Sätze hinzu, in denen klar auf die Zulassung der Heiden angespielt wird (8, 5—13 und die drei Gleichnisse 21, 28—22, 14, ferner 28, 16—20), aber in diesen Sätzen werde nichts ausgesprochen, was über den judenchristlichen Standpunkt der ersten Kirche zu Jerusalem, wie er in Ap.-Gesch. 1—15 beschrieben ist, hinausweise. In dieser Kirche war der Widerstand gegen die Zulassung der Heiden zur Kirche soweit niedergeworfen, dass man zugestand, dass das Evangelium den Heiden gepredigt werden solle. d) Endlich liege jener judenchristliche Charakter in der Betonung der fortdauernden Geltung des mosaischen Gesetzes: 5, 17—20; 18, 16; 23, 3. 23, vgl. 7, 12 b und besonders das Gesetz der Ehescheidung wegen Hurerei, „und dies habe den Herausgeber des ersten Evangeliums so beeinflusst, dass er in die von Markus (10, 2—12) gegebene Erzählung (= Matth. 19, 3—10) einen ähnlichen Ausspruch eingeschaltet habe; vgl. auch die Einschaltung der Worte $\mu\eta\delta\acute{\epsilon}\ \sigma\alpha\beta\beta\acute{\alpha}\tau\omega$ in 24, 20, die Weglassung von Mark. 2, 27a und die Betonung der Erfüllung der Weissagungen“.

Bei dem dritten von diesen vier Momenten des judenchristlichen Charakters des Matthäusevangeliums fügt der Verf. eine auf das Alte Testament bezügliche Bemerkung hinzu. Er meint, dieser im Matthäusevangelium betreffs der Heidenaufnahme fixierte Standpunkt sei „einigermassen dem der alttestamentlichen Propheten ähnlich gewesen, die den Gesichtspunkt vertraten, dass die israelitische Religion dazu bestimmt sei, alle Völker zu erobern, die aber niemals daran gezweifelt zu haben scheinen, dass schliesslich die Heiden den Privilegien des Judentums unterworfen würden, aber nicht eine voll-

ständige Ersetzung des Judentums durch eine neue Religion erwarteten“. Aber dabei ist der Verf. mindestens der Weissagung vom Neuen Bunde (Jer. 31) nicht gerecht geworden, wie aus meiner Schrift „Prophetenideal, Judentum und Christentum“ (1906), S. 13—15 und überhaupt ersehen werden kann. Bei dem erwähnten vierten Moment ist unrichtig keine Bemerkung darüber gemacht, dass das Erfüllen, welches in Matth. 5, 17 als Aufgabe Christi hingestellt ist, auch die Vervollkommnung (Vergeistigung, Verinnerlichung) des Gesetzes in sich schliesst, wie sie in V. 21 ff. vorgelegt worden ist. Auch über Matth. 19, 3 ff. wolle man in meinem obenerwähnten Schriftchen S. 72—74 beachten.

Aus den übrigen Verhandlungen, die dieser Kommentar darbietet, seien als jetzt ganz besonders wichtig die über den Menschensohn herausgehoben. In bezug darauf scheint dieser neueste Matthäusevangelium mir mehrere wichtige Urteile zu enthalten, wenn er auch in bezug auf den Ausgangspunkt und eine wichtige Schlussstelle nicht das Richtige bietet.

Den Ausgangspunkt der Gepflogenheit Jesu, anstatt seines Ich vielmehr die Bezeichnung „des Menschensohn“ zu setzen, was sich stilistisch übrigens nach vielen Analogien erklärt (vgl. meine Stilistik S. 251—256), sieht Allen (p. LXXIV) mit Recht in dem *bar enäsich* von Dan. 7, 13. Dabei hat er aber der Auslegung dieser Stelle widersprechen zu sollen gemeint, die in dem mit den Wolken des Himmels kommenden Wesen „wie ein Mensch“ ein Symbol des vom Himmel her gegründeten abschliessenden Gottesreiches sieht. Er ist der Meinung von H. Gressmann (Der Ursprung der isr.-jüd. Eschatologie, 1905, S. 342) beigetreten, der mit Bestimmtheit den Satz hingestellt hat, dass „der Mensch“ in Dan. 7 eine „Parallelgestalt zum Messias“ sei. Aber erstens enthält Dan. 7 selbst keinen Grund, wohl aber unübersteigliche Hindernisse dieser Meinung. Nämlich Gressmann denkt, das Fliegen mit den Wolken des Himmels als „rätselhaft“ bezeichnen zu dürfen, und sagt, irgend ein plausibler Grund, das rätselhafte Fliegen mit den Wolken des Himmels hinzuzufügen, lasse sich nicht ausfindig machen (S. 341). Aber dem Menschenartigen durfte parallel zum Aufsteigen der Tiere aus dem Meere ein Auftreten mittelst „Kommen mit den Wolken des Himmels“ zugeschrieben werden, und der Autor durfte Herkunft und Auftreten dieses Seitenstückes zu den Tiersymbolen als ein „Kommen mit den Wolken des Himmels“ (Ex. 13, 21 etc.; Ps. 18, 10. 12; 97, 2—4; 104, 3 etc.) bezeichnen, ohne sich den Vorwurf der Rätselhaftigkeit zuzuziehen. Dass er ferner die positive Beziehung dieses visionalen Menschen — und damit der durch ihn symbolisierten Sache (des Gottesreiches) — zur überirdischen Sphäre und dem Gottesreichsplane nicht so hätte ausdrücken dürfen, wie er es getan hat, kann ebensowenig zugegeben werden. Endlich kann auch das nicht als motiviert

angesehen werden, dass der Autor von Dan. 7 nicht selbst imstande gewesen wäre, als einen Pendant zu den symbolischen Tieren ein menschliches Wesen zu wählen. Zweitens hat Gressmann auch aus den übrigen Teilen des Danielbuches keine Grundlage für seine Behauptung von „dem Menschen“ als einer „Parallelgestalt zum Messias“ aufweisen können. Nämlich er erkennt zunächst selbst an, dass das Erscheinen von Menschen in Engelgestalt „nichts Ungewöhnliches“ sei (S. 342), aber ganz auffällig sei 9, 20 ff., wo „der Mensch Gabriel“ zu Daniel komme, ihm die Zukunft erkläre und die apokalyptische Deutung bringe. Also da werde Gabriel „direkt der Mensch“ genannt, obwohl er zweifellos ein Engel sei. Aber wenn Gressmann so wiederholt den Akzent auf „der Mensch Gabriel“ legt, so muss doch bemerkt werden, dass das Wort, das sonst im Alten Testament und speziell im Buche Daniel „der Mensch“ heisst, nämlich *haadam* resp. *enäsch* (*anäschä*), hier in 9, 21 nicht bei Gabriel steht, sondern *ha-isch* „der Mann“, und dieses korrespondiert mit der Mannesgestalt Gabriels (8, 15), während sofort darauf in 16a *adam* steht. Ueberhaupt hat Gressmann keinen Beweis dafür erbringen können, dass in Dan. 7, 13 „der Engel, den jedermann als den eschatologischen Menschen kennt, der am Ende der Tage zum Weltbeherrscher gemacht wird“ (S. 348), gemeint sei, und Allen hat sich also mit Unrecht zum Vertreter dieser neuen Meinung gemacht.

Aber im Matthäusevangelium hat er sich von der Meinung einiger neuesten Ausleger, dass der Menschensohn nur ein Ausdruck für Mensch sei, sehr richtig fern gehalten. So sehen wir es bei 8, 20; 9, 6 etc. (p. 82. 88 etc.). Er erwähnt da diese neuere Meinung gar nicht, deren völlige Unrichtigkeit in meinem Schriftchen „Prophetenideal etc.“ S. 84 f. nachgewiesen worden ist.

Er sagt: „Christus adoptierte den halb-technischen Ausdruck, der bereits im Gebrauch war, um den übernatürlichen Messias zu bezeichnen, und sprach von sich als dem Menschensohn, von dem schon Daniel und Henoch gesprochen hatten“ (p. LXXIV). Aber er hat nicht beachtet, dass dies sich nicht mit Matth. 16, 13 ff. verträgt. Denn wenn der Ausdruck „der Menschensohn“ bereits von den Zeitgenossen Jesu mit dem Messiasbegriff verknüpft worden wäre, so hätte Jesus dort bei Cäsarea Philippi seine Jünger nicht fragen können, für wen die Leute den hielten, der sich als Menschensohn bezeichne, und dann hätten auch die dort referierten verschiedenen Antworten nicht gegeben werden können. Deshalb können die sog. Bilderreden des Henochbuches nicht vorchristlich sein, wie ich in dem erwähnten Schriftchen (S. 50 f.) erwiesen habe, und deshalb muss der Ausdruck „des Menschen Sohn“ im Munde Jesu einen unbestimmteren und geheimnisvolleren Sinn besitzen, wie ich ihn ebenda S. 85 zu ermitteln versucht habe.

Doch sei es der kritischen Bemerkungen hiermit genug!

Die Einrichtung des Kommentars ist sehr praktisch. Nämlich die Buchstaben M und L zeigen am Rande bei jedem Verse den Abschnitt an, aus welcher Quelle derselbe sei. Ferner ist auch die Textkritik womöglich direkt bei jedem Verse erledigt und nicht etwa abschnittsweise vorher, so dass man erst lange suchen müsste. Auch deshalb wird die Arbeit des Verf.s viele Freunde finden.

Ed. König.

Bischoff, Dr. Erich, Im Reiche der Gnosis. Die mystischen Lehren des jüdischen und christlichen Gnostizismus, des Mandäismus und Manichäismus und ihr babylonisch-astraler Ursprung. Mit 20 Abbildungen. (Morgenländische Bücherei. Band V.) Leipzig 1906, Th. Grieben (L. Fernau) (VIII, 147 S. 8). 2. 40.

Der Verf., ein ebenso vielseitiger wie temperamentvoller Schriftsteller, setzt seine Sammlung, in welcher er uns, abgesehen von dem aus der Feder des bekannten Obersten Olcott stammenden buddhistischen Katechismus, bisher über Kabbala, Talmud und Koran belehrt hat, mit vorliegendem interessanten Bande fort. Er will unserer Zeit, die manche Aehnlichkeit hat, „mit der, in welcher die Gnosis ihren Lauf durch die alte Welt nahm und in der Form des Manichäismus sie schliesslich

ganz erobern zu wollen schien“, einen Spiegel vorhalten. Wenn er freilich meint, dass es ein für weitere Kreise berechnetes Buch über die Gnosis sonst nicht gebe, so ist zu bemerken, dass der Engländer G. R. S. Mead in seinem von A. von Ulrich übersetzten Buche „Fragmente eines verschollenen Glaubens“ (Berlin 1902) eine solche Darstellung zu geben versucht hat, vgl. auch Eugen Heinrich Schmitt, Gnosis Band I (Leipzig 1903). Ob beide freilich an die von ihm ins Auge gefassten Kreise herangekommen sind, das ist die Frage, und ob es unserem Verf., so geistvoll und andererseits populär sein Buch auch geschrieben sein mag, gelingen wird, an weitere Kreise der Gebildeten heranzukommen, das ist ebenso sehr die Frage. Dazu war der Gnostizismus eine zu „aristokratische“ — dies Wort *cum grano salis* verstanden — Erscheinung, der Manichäismus ist verschollen, trotzdem er einst Anspruch auf die Weltherrschaft erhob, und wer — selbst unter den Durchschnittstheologen — interessiert sich heute für die dem Aussterben entgegengehende südbabylonische Winkelsekte der Mandäer! Aber Theologen werden doch einzelne Abschnitte des Buches: den über den jüdischen Gnostizismus (S. 1—21) und den Manichäismus (S. 40—104), den verhältnismässig umfänglichsten des ganzen Buches, mit Gewinn lesen können, dagegen ist der Abschnitt über den christlichen Gnostizismus (S. 22—32) und vor allem der über den Mandäismus (S. 33—39) viel zu dürftig geraten, auch der über Astralmythus und Mystik (S. 105—125) stellt im einzelnen doch zu viele unbewiesene und unbeweisbare Behauptungen auf. Dass freilich die Astraltheorie für das Verständnis des Gnostizismus von grosser Bedeutung ist, dürfte zuzugeben sein. In dem Abschnitte über jüdischen Gnostizismus befindet sich der Verf. auf seinem eigenen Arbeitsfelde, hier weist er die Theologen auf die Bedeutung der in den rabbinischen Schriften sich findenden Angaben über jüdischen wie christlichen Gnostizismus hin, bringt wertvolle Auseinandersetzungen über den Begriff des *Min*, wirft Licht auf die „Genealogien“ der Pastoralbriefe, deren Authentie hiernach durchaus nicht aufgegeben zu werden braucht (vgl. auch Wohlenberg's Kommentar zu den Pastoralbriefen S. 31. 84 f.). Die Forschungen Friedländers werden zurechtgestutzt, und gegen die „Fachgelehrten“, Harnack nicht ausgenommen, fällt manches scharfe Wort. S. 3 lies statt Daniel 24, 1 ff. vielmehr Sirach 24, 1 ff. Dagegen bleibt er bei dem christlichen Gnostizismus viel zu sehr an der Oberfläche und akzeptiert wahllos, ohne die dagegen vorgebrachten Bedenken zu würdigen, die Theorie Anz' vom „Aufstieg der Seelen“ als gnostische Zentrallehre; wenn er den Fachgelehrten etwas am Zeuge flicken zu müssen glaubt, so hatte er gerade hier Gelegenheit, zu zeigen, wie es gemacht wird. Ob die Acta Thomae wirklich gnostisch sind, wie der Verf. S. 30 f. meint, dürfte doch zweifelhaft sein. Jene Schrift, die das Gebet des Joseph enthält, ist doch *Historia Josephi fabri lignarii* betitelt (nicht Acta J. f., wie S. 31 gesagt wird; vgl. Kap. 13 bei Thilo, Codex apocr. I 23/25). Die Mandäer kommen zu dürftig weg. Wenn der Manichäismus so ausführlich behandelt wurde, wie geschehen, dann hätte auch noch auf die neuen seitens der deutschen Expedition in Turkestan gemachten Funde manichäischer Literaturfragmente näher eingegangen werden können. Jene babylonische „Mutter des Lebens“ heisst doch nicht Daminka (S. 88), sondern Damkina. In diesem Abschnitte wie in dem letzten erweist sich der Verf. als begeisterter Anhänger der Wincklerschen Astraltheorie; unter diesem Gesichtspunkte sind auch grösstenteils die übrigens gut ausgeführten Abbildungen ausgewählt. Dankenswert ist das Namen- und Sachregister. Direkt lehrreich ist der erste Abschnitt, die übrigen sind mit Kritik zu lesen, aber dann immerhin mehr oder weniger brauchbar.

Kropp.

H. Stocks.

Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München, herausgegeben von Alois Knoepfler. Nr. 8: Bigelmair, D. theol. Andreas, Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben in der vorconstantinischen Zeit. Ein Beitrag zur ältesten Kirchen-

geschichte. München 1902, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) (340 S. gr. 8). 8 Mk., Subskpr. 6. 40. — Nr. 11: Holzapfel, P. Heribert, O.F.M., Die Anfänge der Montes Pietatis (1462—1515). Ebd. 1903 (VIII, 140 S. 8). 3. 60. — Nr. 12: Ders., St. Dominikus und der Rosenkranz. Ebd. 1903 (47 S. 8). 60 Pf.

Die leider (durch meine Schuld) stark verspätete Anzeige ist nicht mehr imstande, vor allem der erstgenannten Schrift gerecht zu werden. Denn diese ist mit ihrer interessanten, gut abgerundeten Darstellung zu keiner glücklichen Stunde erschienen. Bald nach ihr, zum Teil unmittelbar danach, also auf Grund gleichzeitiger Vorarbeiten, erschien eine ganze Reihe anderer Schriften, die manche Abschnitte von vornherein antiquierten, weil einzelne Fragen gründlicher und ausführlicher in ihnen behandelt wurden. Es sei nur an Harnacks Missionsgeschichte erinnert, an Knopfs Nachapostolisches Zeitalter, an v. Dobschütz' Urchristliche Gemeinden, an Harnacks Militia Christi, an Achelis' Virgines subintroductae und die anschliessende Literatur, und vieles ähnliche. Gerade die sittengeschichtlichen Forschungen waren in den letzten Jahren lebhaft aufgenommen worden. Es wäre ein vergebliches Bemühen, an der Hand dieser neueren Literatur die Arbeit von Bigelmair durchzugehen und sie mit Glossen zu versehen. Schon vor vier Jahren in Greifswald wuchs mir diese Nachprüfung aus dem angeführten Grunde unverhältnismässig an, heute ist sie nicht mehr möglich, oder man müsste selbst ein Buch über das Thema schreiben. Man kann also nur wünschen, dass der Verf. durch eine zweite Auflage in die Lage kommt, den Stoff noch einmal durchzuarbeiten. Es sei beispielsweise herausgehoben, dass der Verf. sich S. 10 noch bemüht, mit den Zahlen von Th. Keim die Verbreitung des Christentums abzuschätzen. Inzwischen hat eben Harnack die Frage in viel grösserem Umfange aufgegriffen. Die ältere Literatur ist von Bigelmair meist sorgfältig verzeichnet; einzelnes wird jeder nach seinem Geschmack vermissen, z. B. S. 44: Vor Harnack hat Vict. Schultze schon die Echtheit des Toleranzedikts des Antoninus Pius behauptet. Aber die neueste Literatur beschattet eben stark dieses Buch; vgl. etwa die in gleichem Verlage erschienene viel ergiebige Arbeit von A. Linsenmayer über die Bekämpfung des Christentums durch den römischen Staat (Theol. Lit.-Blatt 1906, Nr. 15).

Damit soll jedoch nicht gesagt werden, dass die Arbeit nicht noch heute recht lesenswert und anregend ist. Sie behandelt die Stellung der Christen zum römischen Staat (rechtliche Stellung, Staatsämter, Militärdienst) und im zweiten Teil die Stellung zur römischen Gesellschaft (Umgang, Verkehr, Mischehen, Vergnügungen, Handel, Gewerbe, Kunst). Dabei werden eine Reihe altbekannter ethischer Themen, wie das Verhalten der Christen zu den Schauspielen (S. 256—283) u. dgl., mit so frischer, ausgiebiger Quellenbenutzung dargestellt, dass die Parteien ihren Wert behalten, auch dort, wo man selbstverständlich neuere Darstellungen zu Hilfe nehmen wird, wie z. B. in dem Kapitel über den Militärdienst. Zitateneichtum in der alten antiquarischen Art und gefällige Darstellung zeichnen das Buch aus, weniger das Aufsuchen neuer Probleme oder eindringende Spezialuntersuchungen. Aber verkehrt wäre es, diesen angenehmen Führerdienst zu den Quellen gering zu achten. Auch ein Gelehrter wie C. Weyman hat dem Verf. manchmal (S. 285 z. B.) gute Zitate beigesteuert. Die Sittenbilder, etwa über die Thermen in Rom, sind stets anschaulich, und wenn man den Zweck auf die erste lebendige Orientierung beschränkt, wird man viel Freude an dem fleissigen Buche haben.

Holzapfels Untersuchung, die in dem gleichlautenden Artikel (1903) in Haucks RE. XIII, 431 noch nicht berücksichtigt ist, gibt wertvolle historische Aufschlüsse über die alten kirchlichen Leihanstalten in Italien, die gegen mässige Zinsen oder Pfänder Gelder vorstreckten und den kleinen Mann dadurch vor den jüdischen und „lombardischen“ Wucherern bewahrten. Mit Recht haben Uhlhorn und Ratzinger diese milden Stiftungen unter die sozialen Ruhmestaten christlicher Liebestätigkeit eingereiht. Die Kirche hat sich mehrfach als solche mit den Ordnungen der montes pietatis beschäftigt; später ist das

Institut zu einer weltlichen Anstalt geworden, wie hier im einzelnen gezeigt wird. Die erste erfolgreiche Gründung ist, nach vergeblichen Versuchen in Frankreich, 1462 in Perugia erfolgt. Das Hauptverdienst an den Pfandhäusern hat der Observantenorden. In zehn Jahren hat der Minorit Bernhardin von Feltre 30 solche Leihhäuser gegründet und Leo X. hat auf dem 5. Laterankonzil (1515) den Anstalten eine feste Konstitution gegeben. Mit den Dekreten des Konzils schliesst der Verf., die dadurch wichtig sind, dass von autoritativer Seite endlich der heftige theologische Streit des 15. Jahrhunderts niedergeschlagen wird, ob die Kirche Zinsen nehmen (Wucher treiben) dürfe. Die Zinsen betragen 4—12 Proz., bei den gleichzeitigen Wucherern allerdings bis 60 Proz. Nachdem Fr. Glaser in der Brentanoschen Sammlung (1903) die Franziskaner als Träger sozialer Reformideen geschildert hat, sieht man auch aus dieser kirchenhistorischen Spezialarbeit wieder, wieviel geschichtliches Material für nationalökonomische Fragen in den Annalen des volkstümlichen Ordens zu finden ist.

Die zweite kürzere Abhandlung weist für katholische Leser nach, dass Dominikus nicht der Erfinder des Rosenkranzes sei. Die stärkste Verbreitung hat die allmählich um sich greifende Gebetsweise durch den Dominikaner Alanus de Rupe (Alan de la Roche, † 1475) erfahren, der auch hauptsächlich die Schuld an der falschen Tradition trägt. Von protestantischer Seite ist diese Kritik an der Person des Stifters des Dominikanerordens längst geübt worden.

Breslau.

F. Kropatscheck.

Reischle, Max († 11. März 1905), Aufsätze und Vorträge.

Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Theodor Häring und Friedrich Loofs. Mit einem Bilde Max Reischles Tübingen 1906, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (XLVIII, 198 S. gr. 8). 3 Mk.

Wenn man in die Augen des Bildes sieht, das diesem Buche beigegeben ist, „den warmen ruhigen Glanz dieser Augen, die vieles aussprachen, was der Mund verschwiegen, was er oft nur andeutete mit dem feinen, herzwarmen Lächeln“, auch im Bilde erkennt, so versteht man die Liebe und die Verehrung, die Reischle in seinem Leben genoss, welche auch die beiden Herausgeber leitete, als sie zum Gedächtnis ihres Freundes dieses Denkmal errichteten. Zu dem Ende gaben sie an erster Stelle des Buches eine kurze Lebensgeschichte des Heimgegangenen. Und zwar schrieb Häring über die Zeit bis zur Uebersiedelung nach Halle, während Loofs die Jahre der Hallenser Wirksamkeit schildert.

Auf besonderes Interesse darf da unter anderem die Beschreibung der Wirkung rechnen, die Ritschls Theologie im Süden, vornehmlich in Württemberg hervorrief. Häring ist sich da bewusst, eine vernachlässigte Seite in der Darstellung der Ritschlschen Periode gebührend hervorzuheben. Reischle schrieb von Göttingen aus an seine Freunde: „Ritschls Theologie ist eben auch christlicher als die seiner Gegner wegen der Offenbarungsgrundlage“. Und eben diesen Gedanken der Offenbarung als Erkenntnisprinzip des christlichen Glaubens empfand man in Tübingen, wo man sich unter dem philosophisch bedeutenden Landerer viel mit den Prinzipienfragen beschäftigte und dann oft zu Biedermann oder Lipsius abschwankte, als Erlösung. „Aber ihn rein in seiner prinzipiellen Bedeutung. Die anderweitig leicht gefährlichen Schlagworte, wie die Ausscheidung der Metaphysik aus der Theologie, oder das Pereat auf die theoretische Vernunft, machten nicht allzu grossen Eindruck. Die Furcht vor „doppelter Wahrheit“ lag im Blute. Dass man ohne bewusste Auseinandersetzung des Wissens und Glaubens an Ritschls leitendem Satz sich erfreuen könne, galt von Hause aus als unmöglich“ (S. XXI).

Es ist wohl nicht nötig, auch nur die Hauptstationen in Reischles Leben hier kurz anzudeuten. Nur soviel will Ref. hier erwähnen, dass es für ihn besonders freudig war zu erfahren, dass Reischles Beziehungen zu Ungarn weiter reichten, als er bis jetzt wusste. Zwar war es ihm aus einem Briefe des Heimgegangenen bekannt, dass der berühmte August Reischel in Tyrnau († 1879), der der evangelischen Kirche Ungarns 94000 Gulden hinterliess, sein Onkel war. Aber

dass auch der Bräutigam seiner Schwester ein Landsmann war und auch seine Mutter zu einer Zeit in Tyrnau wohnte, war ihm unbekannt und soll hier noch aus dem Buche hervorgehoben werden.

Ausser der biographischen Einleitung bietet das Buch noch eine Reihe von Arbeiten, die dazu geeignet erscheinen, „einen lehrreichen Einblick in die reiche Gedankenwelt des unterrichteten und umsichtigen, klaren und frommen Theologen“ zu geben. So finden wir zuerst eine Predigt, die Reischle am 7. Februar 1897 in der Universitätskirche zu Göttingen gehalten hat. Sie bietet einen interessanten Einblick in die Predigtweise des gewesenen Professors der praktischen Theologie (in Giessen). Es ist eine recht ernste, wohl auch besonders für Universitäts Hörer bestimmte Predigt, in der auch das evangelische Heilswort von der Gnade zu Worte kommt. Der folgende Aufsatz „Erkennen wir die Tiefen Gottes?“, „eine der wertvollsten Arbeiten Reischles“, die „für ihn in besonderem Masse charakteristisch“ ist, wird aus dem 1. Jahrgang der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ mitgeteilt. Nach Häring war es Reischles „Lieblingsfrage der Dogmatik“ und die Arbeit selbst „eine Gabe von bleibendem Werte“. Diesen wie die folgenden Aufsätze: „Der Glaube an Geschichtstatsachen“, „Zur Frage der leiblichen Auferstehung Christi“, die aus der „Christl. Welt“ stammen, sodann: „Kirchliche und unkirchliche Theologie“, welcher den „Deutsch-evangelischen Blättern“ entnommen ist, und endlich den feinen pädagogischen Vortrag: „Das Spielen der Kinder in seinem Erziehungswert“, der im Verlage von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen ist, können wir als bekannt voraussetzen, ohne sie schildern zu müssen. Sie sind alle gut ausgewählt, indem sie uns in der Tat das Wesen ihres Verfassers, seine „ebenso freie wie pietätvolle Stellung zur Tradition“ zeigen. — Zum erstenmal aber erscheint hier an letzter Stelle der nicht lange vor seiner Erkrankung gehaltene Vortrag Reischles über „Simultan- und Konfessionsschule“. Er erscheint nach Reischles Konzept, ohne dass der Verf. ihn noch hätte selbst zum Druck besorgen können. Der Herausgeber bemerkt zwar, dass — wenn Reischle dies noch hätte tun können — er in formeller Hinsicht gewiss noch manche Verbesserung würde vorgenommen haben. Aber wir sind ihm dankbar, dass er sich deshalb nicht von der Veröffentlichung abhalten liess. Wie schon der vorhergehende Vortrag über das Spielen der Kinder uns Reischle als gewiegten Pädagogen kennen lehrte, so sehen wir hier, wie er auch in dieser wichtigen Frage der Pädagogik und Schulpolitik, in der zu jener Zeit der Streit der Parteien manchem den Blick getrübt hatte, eine klare, wohlüberlegte Stellung einzunehmen wusste. Nach einer gründlichen Erörterung der geschichtlichen Verhältnisse, der pädagogischen Gründe und der nationalen und kirchenpolitischen Interessen entscheidet er sich für die konfessionelle Schule. Ein glücklicher Gedanke war es, dass der Verf. seine Hörer statt abstrakter Erwägungen einen Blick in das konkrete Leben der Schule tun liess, indem er ihnen einige Lesebücher von Konfessions- und Simultanschulen vorführte. Wenn man seine Gründe kennt, so stimmt man gerne in sein abschliessendes Urteil ein: „Nicht nur aus geschichtlichen Gründen muss man zurückschrecken vor der Lösung: Simultanschule statt Konfessionsschule, sondern vor allem aus pädagogischen Gründen muss man sagen: die Konfessionsschule ist besser als die Simultanschule, sie allein gibt überhaupt die Möglichkeit für eine wirklich einheitlich gerichtete Erziehung. Patriotische und kirchenpolitische Erwägungen heben dieses Urteil jedenfalls nicht auf, sondern unterstützen es“ (S. 188).

Endlich wollen wir auch die dankenswerte Zusammenstellung der literarischen Publikationen Reischles am Ende des Buches erwähnen. Sie bietet einen bequemen, nach Jahren geordneten Ueberblick über Reischles literarische Tätigkeit. Wir verdanken sie der Gattin des Verstorbenen. Ihr, der treuen Lebensgefährtin Reischles, die auch einen grossen Teil des Materials zur biographischen Einleitung des Buches geliefert hat, wie auch den beiden Herausgebern gebührt

unser Dank für diese Gabe zum Andenken an ihren verstorbenen Freund.

Békéscsaba (Ungarn).

Lic. Dr. Georg Daxer.

Wobbermin, Lic. Dr. Georg (Professor in Berlin), **Das Wesen des Christentums.** (Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion herausg. v. Deissmann, Dorner etc. 10. Heft.) München 1907, J. F. Lehmann (S. 340—386 gr. 8). 60 Pf.

Vor einigen Jahren erschien unter dem Titel: „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ ein Sammelwerk von zehn im Geiste dieses Titels gehaltenen Abhandlungen. Jetzt hat der Verlag jede Abhandlung auch besonders zu einem mässigen Preise herausgegeben. Das letzte Heft der Sammlung liegt uns zur Besprechung vor. Nun wurde im Jahrgange 1905 S. 503 unseres Literaturblattes die ganze Sammlung schon besprochen, und es könnte genügen, diesmal auf jene Besprechung einfach zu verweisen. Doch mag hier hervorgehoben werden, worin der Verf. das Wesen des Christentums sieht.

Er sucht die Entstehung des Christentums aus der eschatologisch-apokalyptischen Stimmung des Spätjudentums zu begreifen, lehnt es aber ab, diese Stimmung als einen Bestandteil des Wesens des Christentums anzuerkennen. Dieses wird vielmehr in „dem vertrauensvollen Glauben an den einen geistig-persönlichen, die Welt lebendig durchwaltenden Gott und an die Bestimmung der Menschen zur dauernden Lebensgemeinschaft mit ihm“ (S. 372) gefunden. Es muss nur in dieser Wesensbestimmung auffallen, dass in ihr der Bedeutung der Person Christi kein Raum gegeben wird. Und doch geht der Verf. in seiner Untersuchung des Wesens des Christentums von dieser Bedeutung, als einem bedeutenden Sondermerkmal der christlichen Religion, aus. Aber weiter wird der Person des Herrn auch nur die Bedeutung einer Offenbarung der jenseitigen Welt, also einer Quelle zur Bestimmung des Wesens des Christentums, aber nicht als Bestandteil desselben beigelegt. Deshalb sind wohl auch in „einem grossen Teile des „Christus-Kultus“, in „gewissen Formulierungen der kirchlichen Lehre, die zu allgemeiner Annahme gelangt sind, nämlich (in) denjenigen Ausführungen der Trinitätslehre und der Christologie, durch welche Christus wie ein selbständiges göttliches Wesen neben Gott gestellt wird“, „polytheistische Verschlimmbesserungen“ zu sehen (S. 358 f.)! Freilich bedeutet auch die Gottessohnschaft Christi nichts anderes, als Ebenbild Gottes in dem Sinne, wie alle Menschen „Kinder Gottes“ werden sollen (S. 361). Nach des Verf. s Trinitätslehre ist „der eine Gott . . ., der allmächtige Schöpfergott und Gott-Vater nach einer anderen Seite seines Wesens der ewig die Welt durchwaltende Logos . . . ebenso zugleich „heiliger Geist“, also die innerste Triebkraft alles wahren, zu Gott führenden geistig-ethischen Personlebens“ (S. 362). Das Wesen des Christentums weist der Verf. auch in der Geschichte des Christentums auf und verteidigt dann zum Schlusse die christliche Weltanschauung wider den Pantheismus, und die Absolutheit des Christentums wider den Geschichtsrelativismus. Natürlich kann er auf dem ihm recht kurz bemessenen Raume überall nur unverbindliche Betrachtungen ohne Beweise bieten. Darum werden sie durch ihre Geschlossenheit wohl nur solche überzeugen, die des Verf. s Grundanschauungen auch ohnedies teilen.

Békéscsaba (Ungarn).

Lic. Dr. Georg Daxer.

Zeitschriften.

Beweis des Glaubens, Der. Monatschrift zur Begründung u. Verteidigung der christl. Wahrheit f. Gebildete. 43. Bd., 7. Heft: An die Leser. E. Pfennigsdorf, Haeckels Monismus — Wahrheit oder Dichtung? Th. Simon, Inwiefern ist der Begriff der Entwicklung uns Christen annehmbar oder notwendig? Kurt Reinhard, Humanistisches Ideal und christliches Ideal. Moses Chiu, Das Christentum als absolute Wahrheit im Lichte der chinesischen Religionen. E. Pfennigsdorf, Besnards Bild der Weisheit. Derselbe, Apologetische Rundschau.

Deutschland, Das evangelische. Zentralorgan für die Einigungsbestrebungen im deutschen Protestantismus. III. Jahrg., 7. Heft, Juli 1907: Gerhard Planitz, Protestantische Glaubenskämpfe in Steiermark, Kärnten und Krain zur Zeit Ferdinands I. und Karls II. (Forts.).

Tijdschrift, Teyler's Theologisch. 5. Jaarg., 3. Afl.: J. C. Matthes, Jahvisme en Monotheïsme. I. J. de Bussy, Over het voorwerp van de zedelijke beoordeeling. I. M. J. Hoog, Onder de zegeningen der leertocht.

Zeitschrift, Biblische. V. Jahrg., 3. Heft, 1907: J. Hontheim, Die neuentdeckten jüdisch-aramäischen Papyri von Assuan. Joseph Schäfers, 1 Sm. 1—15 literarkritisch untersucht. Selbst, Zu den NOE-Münzen von Apamea. Aug. Bludau, Die Quellenscheidungen in der Apostelgeschichte I (Schl.).